



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Weland, K.: Auf Conrad Ferdinand Meyers Spuren

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Auf Conrad Ferdinand Meyers Spuren

Eine Reiseskizze von K. Weland



Als im Frühsommer unser Entschluß gefaßt war, die Erholungsreise vorigen Jahres nach dem Oberengadin zu richten, erschien uns Bewohnern des Rheinlandes der Reisetweg über Zürich als der geeignetste; Zürich, auf dessen Utlberg wir schon einmal im Angesicht der abendlich erglühenden Schneefirnen unvergeßliche Augenblicke erlebten und in dessen Nähe der vielgeliebte Meister Conrad Ferdinand gewohnt und geschaffen hatte. Und bald erwuchs aus dem ersten Entschluß der zweite, bei dieser Gelegenheit des Dichters Wohnort Kilchberg am Züricher See und die Stätten seiner auf dem heimatischen Schweizerboden spielenden Dichtungen aufzusuchen; durften wir doch hoffen, auf diesem Wege den längstvertrauten Gestalten und Vorgängen neues Interesse und greifbares Leben zu verleihen, gleichzeitig aber auch ihrem unvergeßlichen Schöpfer menschlich näherzukommen.

Rasch trug uns eines Morgens das weißschimmernde stattliche Dampfboot „Stadt Zürich“ nach Bendlikon hinüber, dem traulich am Seegeflade ruhenden Dörfchen mit seinen rosenumrankten Gartenterrassen, und es galt nun, in dem auf der Höhe liegenden Kilchberg des Dichters Grab und Wohnhaus zu finden. Für ersteres diente uns der altertümliche Turm des Kirchleins mit seinen großen ernsthaften Zifferblättern als Führer; in seinem friedlichen Bereich müsse, so dachten wir, Conrad Ferdinand Meyer seine Ruhestätte haben. Und so war es auch. Anfangs zwar, als wir den von weißer Steinmauer umwehrten Friedhof betraten, schienen wir uns getäuscht zu haben, denn keines der vielen im reichsten Blumenschmuck prangenden Gräber hob sich aus der Menge der übrigen als ein besonderes, des Dichters würdiges hervor. Doch als wir zweifelnd die Kirche umschritten hatten, blieb plötzlich unser Blick wie gebannt auf dem Gesuchten haften: dunkle Zypressen und zwischen ihnen ein hoher schlanker Obelisk aus schwarzem Marmor, an dessen Fuße ein bronzener Lorbeerfranz lehnte. Schlicht und einfach kündet das Grabmal nur Namen, Geburts- und Todestag, darunter die Worte aus dem Johannesevangelium: „Ich lebe und Ihr sollt auch leben.“ Während wir noch ernst bewegt standen und schauten, zwischen uns und dem Grabe ein breites Geviert, übersponnen von des Dichters geliebtem „Hausgefellen Eppich“, hub plötzlich das Geläut des Kirchleins zu tönen an:

„Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!“*)

*) Aus „Requiem“ von C. F. Meyer.

Wie ein Gruß des toten Meisters drang uns der friedevolle Ton zu Herzen, Tränen innerer Ergriffenheit uns in das Auge treibend. Langsam wandten wir uns ab von der geweihten Stätte, ließen über die niedrige Brüstung der Friedhofsterrasse den Blick hinabschweifen auf die geschäftige Stadt und den schimmernden See, den so vielfach von dem Dichter besungenen, und empfanden tief den Zauber der herrlichen Landschaft: Kein schönerer Ruheplatz konnte gerade für ihn, der so fest im heimischen Boden wurzelte, gefunden werden.

Doch nun drängte es uns, auch Meyers Wohnhaus kennen zu lernen, und dies erwies sich als schwieriger. Zwar hatte uns schon in Bendikon ein zur Post eilendes Fräulein versichert, oben in Kilchberg werde jedes Kind uns Bescheid geben können. Als wir aber zwei piffig blickende Schweizerbuben auf die Probe stellten und, um ihnen zu helfen, schließlich nach dem Hause des Herrn Doktor Meyer fragten, kam statt der Antwort die zögernde Gegenfrage: „Ein Herr Doktor ischt er gste?“ — Hilfe ward uns wiederum von einer Dame, die, offenbar eine Lehrerin, mit einem Päckchen Schulhefte und im Gefolge einiger rotbackiger Mädchen daherkam. Sie hieß uns der am Bergesrand entlangführenden Straße folgen, und bald fanden wir nun das unterhalb der Kirche liegende geräumige Anwesen. Ein parkartiger, von alten Bäumen beschatteter Garten geht auf der einen Seite in Obstgelände über, auf der anderen grenzt er an die Hauptfront des Hauses mit ihrem blumengeschmückten Verandavorbau, während der Giebel der Landstraße zugekehrt ist. Entsprechend dem links vom Hause sich ausbreitenden Garten liegt zur Rechten der Hof, eingefast von Wirtschaftsgebäuden und überragt von zwei geschwisterlich nebeneinander stehenden riesenhaften Pappeln, vor denen die zierliche Säule eines Brunnens beständig ihr klares Raß sprudeln läßt. Auch hier, wie bei dem vorhin geschauten Grabe, fühlten wir uns innig berührt von der Harmonie der äußeren Dinge mit der Wesenheit der Person: Kein falscher modischer Prunk an dieser Dichterheimstätte, die mit liebevoller Hand aus einem ehemals häuerlichen Besitztum entwickelt zu sein scheint; alles schlicht und schmucklos, aber doch stattlich und von behaglicher Wohlhabenheit zeugend, wie sie dem Sproß des alten Züricher Patriziergeschlechts gebührte.

Noch lange blieben uns die beiden riesigen Pappeln sichtbar, als wir nachmittags vom Schiffe aus Scheideblicke hinauffandten nach dem lieblichen Kilchberg. Unsere Fahrt ging nach dem am östlichen Ende des Sees gelegenen Rapperswil, um von da aus die Insel Ufenau, den Schauplatz der Dichtung „Guttenß letzte Tage“, aufzusuchen. Die Seelandschaft verändert dort ihren Charakter. Je näher an Zürich, desto mehr glänzt die Flut in heiterer Bläue, die Ufer sind besetzt mit schmucken Ortschaften und die sanft ansteigenden Hänge befät mit bunten Landhäusern, überall ist Leben und blühende Gegenwart. Rapperswil dagegen mit dem hochragenden altersgrauen Schlosse und den in seinem Schutze sich sammelnden Häusern mutet wie ein Bild aus längst vergangenen Zeiten an. Der See ist dort zwar breit, aber auf weite Strecken

mit wogendem Schilf überwuchert und mit einem Steindamm abgesperrt, der der Schifffahrt nur einen schmalen überbrückten Durchlaß gewährt. Und dem Städtchen gegenüber am anderen Ufer des Sees erheben sich düstere Berge, unter ihnen der „Hohe Obel“, an dessen Fuß sich der kleine Ort Pfäffikon schmiegt.

Schon vom Schiffe aus hatten wir die Ufenau und ihre kleinere Schwester, die Lützelsau, erblickt, selbstverständlich aber wollten wir das durch den Sang von Huttens Leiden und Sterben geweihte Eiland mit eigenen Füßen betreten. Im kleinen Hafen von Rapperswil fanden wir einen zwölfjährigen Knaben bereit, als „Ferge“ unsere eigene Ruderkraft zu unterstützen. Die Sonne neigte sich zum Sinken, als wir über den stillen See dahinglitten, träumerisch wogte das Schilf, und ergriffen von dem schwermütigen Zauber der Abendstunde hätten wir mit Hutton dem kleinen Fergen zurufen mögen:

„Laß, Ruodi, deinen Rachen sachter geh'n!
In klare Tiefen laß mich niederseh'n.“ —

Die Insel trägt außer einem alten ländlichen Wirtshause mit „schwarzschattenden Kastanien“ auf ihren baumumsäumten Matten nur das Kirchlein des heiligen Adalbert und eine Kapelle, die, beide im Jahre 1141 geweiht, schon Hutton altehrwürdig erscheinen mußten. Leise umschritten wir das altersgraue Gemäuer und den von niedrigem Steingehege umzogenen Friedhof, auf dem einst auch Huttens sterbliche Reste bestattet wurden. — Möchten sie nicht von unfrommer Hand vermengt worden sein mit dem Haufen morscher Totengebeine, den wir im düsteren Gewölbe des Kirchturms durch ein Gitterfenster schauernd wahrnahmen! — Immer stiller und feierlicher wurde es um uns, in unserer Nähe spielten arglos wilde Kaninchen, ein Murmeltier huschte durch das hohe Gras und in der Ferne schimmerte durch die Bäume mattglänzend der See. Die Erinnerung an das einsame Ende des edlen Streiters, an das schmerzvolle und doch sieghafte Erlöschen seines freien Geistes, für alle Zeiten verklärt durch des Dichters markiges Lied, umschwebt uns, und als wir bei einbrechender Dämmerung schieden, klang es in unserer Seele wieder:

„Des Morgens lacht wie eine junge Frau,
Streng blickt am Abend meine Ufenau,
Durch Flutendunkel geisterhaft gestreckt,
Von nahen Bergeschatten zugedeckt.
Verklungen ist der Besperglocke Schall,
Ein dunkler Friede waltet überall.
Wär' ich ein Jüngling voller Leidenschaft,
Beängstigt von der eignen Lebenskraft,
In Tränen löste sich, was bang und wild,
Ein junges Herz bestürmt, vor diesem Bild.
Nun hab' ich handelnd meine Blut gedämpft,
Den Besperfrieden hab' ich mir erkämpft

Und schreite, wenn du, Sonne, dich entfernst,
Getroßt durch diesen tiefen Abendernst.
In den gestrengen Zügen der Natur
Empfind' ich die verwandte Seele nur.“

* * *

Doch ein anderer Meyerischer Held trat nach dem sterbenden Hutten gebieterisch in seine Rechte, als wir uns in den folgenden Tagen mehr und mehr unserem Ziele, den Bergen Graubündens, näherten, Jürg Jenatsch. In Chur, der uralten Römeriedlung und Bischofsstadt ist zu sehen, was von ihm an historischen Erinnerungen vorhanden ist. Im rätschen Museum fesselt uns in erster Reihe sein Bildnis in Lebensgröße, das ihn im goldgestickten Scharlachwams des Feldobersten darstellt, so wie ihn uns Meyer in seiner Graubündner Geschichte häufig erscheinen läßt. Das finsterblickende Antlitz mit seiner „Gewaltsnase“*) spricht von unbeugsamer Entschlossenheit, und die häßliche Zeitmode des steil nach oben gewicksten Schnurrbartes mag dazu beitragen, daß die Züge uns eher abstoßend als sympathisch anmuten. Wir finden darin nicht den jugendlich feurigen, trotz allen Überschwangs edelgesinnten Liebhaber Lukretias, sondern nur den kaltrechnenden Staatsmann und rücksichtslosen Soldaten, der keinen Vertragsbruch, kein Blutvergießen scheut, wenn es gilt, seine Zwecke zu fördern. Die anderen Erinnerungsstücke, eine ungeheure Feldflasche aus mattem, bemaltem Glase und eine Bettlade von riesigen Maßen in reichem aber plumpem Schnitzwerk sind nicht dazu angetan, dem unschönen Eindruck des Bildnisses entgegenzuwirken; eher schon der unter Glas und Rahmen gezeigte eigenhändige Brief an den Rat einer Stadt, der regelmäßige, fast zierliche Schriftzüge aufweist und mit den Worten „Rendo moltas gracias“ beginnt. Wie viel anziehender als Jenatsch erscheint im Bilde der von ihm so arg getäufchte „gute Herzog“, der vornehme Hugenott Heinrich Rohan, von dessen lebensgroßer sitzender Statue das Museum einen Abguß besitzt. Das feingeschnittene schmale Antlitz blickt uns mit melancholischen Augen an, als wollte es sprechen von dem Undank der Menschen und von dem tragischen Ausgang einer an widrigen und zwiespältigen Verhältnissen gescheiterten edlen Seele. Doch wir wollen den großen und unglücklichen Jürg, dessen Gestalt uns des Dichters Meisterschaft so teuer gemacht hat, nicht entgelten lassen, was vielleicht eines elenden Stümpers Malerei an dem Bilde seines äußeren Menschen gesündigt hat! — Dramatisch ergreifend tritt uns sein auf der Höhe des Erfolges erlittenes blutiges Ende vor Augen, als wir nahe der protestantischen Sankt Martinskirche das schlichte alte Haus gewahren, in dem er laut der angebrachten Inschrift zu Fastnacht 1639 erschlagen ward, und voll ernster Gedanken suchen wir in Churs uralter Kathedrale sein Grab. Denn dort hat „Bündens größter Mann, sein Befreier und Wiederhersteller“ seine letzte Ruhestätte gefunden, und wenn nach Meyers

*) Vergl. den Traum Bertmüllers in Meyers Novelle „Der Schuß von der Kugel.“

Worten die Häupter der Stadt, „als das erste Entsetzen über seine Ermordung vorüber war und die Verwirrung der Gemüter sich löste, beschlossen, ihn mit ungewöhnlichen, seinen Verdiensten um das Land angemessenen Ehren zu bestatten“, so konnten sie dafür keinen würdigeren Ort finden. Ist doch Churs auf Römerfundamenten ruhende, mehr als tausendjährige Kathedrale das älteste Kulturzentrum Graubündens, wo die Gebeine seiner sagenhaften Märtyrer Lucius und Emerita in kostbaren Schreinen von Gold und Edelstein bewahrt werden, wo wir mit ehrfürchtigem Schauer den gewichtigen Krummstab aus Elfenbein und Bronze berühren dürfen, den der erste, im Jahre 452 nach Christo abgeschiedene Bischof als Abzeichen seiner Würde führte, und wo endlich wohlerhaltene Pergamente mit Karls des Großen und seiner Nachfahren Handmal und Siegel uns von Auszeichnungen und Gnaden berichten, die jene ruhmreichen Herrscher dem Bistum erwiesen. Aber wenn einst die Häupter Churs dem Helden die höchste Ehre antun wollten, indem sie seine Überreste an dieser weihvollen Stätte beisetzen, so haben leider ihre Nachkommen nicht in dem gleichen Geiste gehandelt. Die in den Fußboden eingelassene steinerne Grabplatte ist nicht nur von den Füßen der Andächtigen abgetreten und verwischt, so daß wir mit Mühe den Namen „Georgius Zenacius“ und das Todesjahr 1639 entziffern, sondern sie ist auch zur Hälfte verdeckt von rohgearbeiteten Sitzbänken, die eine spätere Zeit gerade an dieser Stelle glaubte aufstellen zu dürfen. Solch pietätloses Tun mochte verständlich sein, so lange Jürg Zenatschs Andenken bei den Menschen verblieben war, es ist aber unentschuldig, seit Meyers Meisterhand des Bündners Gestalt und Taten in ihrer ganzen Größe von neuem vor der Nachwelt hat erstehen lassen. Eine Ehrenpflicht vaterlandsliebender Schweizer mußte es sein, das Grab dieses Mannes von dem verdeckenden Holzwerk zu befreien und durch eine Einfriedigung vor weiterer Beschädigung und Profanierung zu schützen.

Wenn wir in Meyers ans Herz greifender Schilderung die Laufbahn Zenatschs mit wechselnden Empfindungen der Bewunderung und des Abscheus bis zu ihrem tragischen Abschlusse verfolgt haben, so blättern wir gern noch einmal zurück, um uns das Gesamtbild dieses tatenreichen Lebens zu vergegenwärtigen, und besonders ziehen uns dann die Teile des Buches an, wo von den Stätten seiner Jugend, von dem Aufkeimen und den ersten Schicksalen seiner Liebe zu Lucretia Planta die Rede ist. Mag auch Meyer hier mit dichterischer Kühnheit die geschichtlichen Vorgänge den Erfordernissen seines Kunstwerkes angepaßt haben, so folgen wir doch gern seiner Führung, dankbar, daß er uns damit eine der herrlichsten Liebeserzählungen der Weltliteratur geschenkt hat. Kein Wunder daher, daß es uns lockte, auf der Heimreise aus dem Engadin auch jene Stätten aufzusuchen und zu diesem Zwecke einige Tage in Thusis zu verweilen. Hat doch auch Meyer selbst eine so ausgesprochene Vorliebe für Thusis gehabt, daß er ernstlich daran dachte, sich dort dauernd niederzulassen*). Zwar in diesem Orte selbst, der nach wiederholten verheerenden Bränden nüchtern und

*) Vgl. Aug. Bangmeßers Biographie, 3. Aufl., S. 61.

gradlinig wiederaufgebaut wurde, finden wir nichts mehr, was an die dort sich abspielenden Vorgänge der Meyerschen Dichtung erinnerte, aber in dem abwärts von Thufis sich ausbreitenden fruchtbaren Rheintal, dem Domleschg, bieten sich uns auf Schritt und Tritt solche Erinnerungen. Drüben, am Fuße jäher grauer Felsen, liegt, von Bäumen halb versteckt, das malerische Dorf Scharans, wo Jürg als Pfarrerssohn geboren ward; das bescheidene Kirchlein, dessen schlanker Turm einen Glockenstuhl von altersgeschwärztem Holz und darüber ein spitzes Schindeldach trägt, hat in seinem Schatten gewiß schon die Spiele des Knaben gesehen. Und eine Wegstunde weiter abwärts stoßen wir auf Schloß Niedberg, das Vaterhaus Lucretias, wo die Herzen der beiden Kinder sich unbewußt zusammenschlossen und wo später Herr Pompejus Planta von der Hand des durch unseligen politischen Haß aufgestachelten Jürg fiel. Leider war es uns nicht vergönnt, den Hof, geschweige denn das Innere des stattlichen, noch heute bewohnten Baues zu betreten, da ein riesiger Bernhardiner uns mit dumpfgrollendem Wellen in respektvoller Entfernung hielt. Lange aber betrachteten wir, auf einer nahen blumigen Wiese gelagert, das hohe, auf steil abfallendem Felsen errichtete Wohnhaus und mit besonderem Anteil den dahinter aufragenden massigen Turm; saß doch nach des Herrn Pompejus widerwillig rühmendem Bericht einst der Knabe Jürg Jenatsch dort „rittlings auf dem äußersten Ende eines weit aus der Dachlufe ragenden und sich auf- und niederwiegenden Brettes“, während Lucretias tückischer Vetter Rudolf Planta drinnen auf dem sicheren Ende der improvisierten Schaukel hockte. Schloß Niedberg ist wohl erhalten, während auf den Höhen rings umher von den Burgen der den Planta nahestehenden edlen Familien der Travers, Salis und Juvalta nur spärliche Trümmer ragen. Unversehrt auch wie zu Lucretias Zeiten grüßen nach Niedberg hinüber die „Mäuerlein und anspruchslosen Gebäude“ des Frauenklosters Cazis, dessen älteste Ordensschwester, die schlau berechnende unendlich neugierige Nonne Perpetua uns von Meyer mit so unvergleichlichem Humor geschildert wird.

* * *

Noch eine andere Schöpfung Meyers hat ihren Schauplatz in dieser Gegend, „die Richterin“. Durch das gewaltige Werk weht die Hochgebirgsluft Rhätians, bedeutsam wird immer wieder Name und Einfluß des bischöflichen Hofes von Chur erwähnt und unverkennbar, in grandiosen Bildern, beschreibt der Dichter die bei Thufis ausmündende, vom schäumenden Hinterrhein durchtobte Schlucht der Via Mala:

„Über den rasenden Fluten drehten und krümmten sich ungeheure Gestalten, die der flammende Himmel auseinanderriß und die sich in der Finsternis wieder umarmten. Da war nichts mehr von den lichten Gesetzen der Erde. Das war eine Welt der Willkür, des Trozes, der Auflehnung. Gestreckte Arme schleuderten Felsstücke gen Himmel. Hier wuchs ein drohendes

Haupt aus der Wand, dort hing ein gewaltiger Leib über den Abgrund. Mitten im weißen Gischt lag ein Riese, ließ sich den ganzen Sturz und Stoß auf die Brust prallen und brüllte vor Wonne."

Malmort, den Sitz der Judicatrix Stemma, das mit seinen dicken Mauern „wie aus dem Felsen gewachsene rhätische Kastell“, möchten wir auf dem senkrecht vom Rhein her aufsteigenden Felsen suchen, der heute die Ruinen der vor langen Jahrhunderten zerstörten Burg Hohen-Realta oder Hohen-Rhätien trägt. Wie bei Malmort donnert hier „der Strom, der den Felsen benagt und unter der Burg zu Tale stürzt“, und wie dort bietet sich auch hier „der Ausblick in den Talgrund mit seinen Türmen und Weilern“. Vor dem noch erhaltenen Hauptturm der Ruine erstreckt sich bis zum Rande des Felsens eine niedrigere, geräumige Fläche; hier mochte der Dichter vor seinem geistigen Auge die „halbrunde Bastei“ von Malmort erstehen sehen, die, „ein paar Stufen tiefer als der Hof, über dem senkrechten Abgrunde ragte, durch welchen die Bergflut in ungeheurem Sturze zu Tale fiel“. Endlich liegt auch nicht fern von Hohen-Rhätien das Schloß Rhäzüns mit seinem trotzig über dem Rhein aufragenden Mauerwerk, der Sitz von Stemmas abgewiesenen Freier, dem Rhäzünser, der ihren Vater, den alten Judez, in grimmer Nachsehde „streckte“.

* * *

Nur ein kleiner Ausschnitt aus dem dichterischen Schaffenskreis C. F. Meyers ist es, dem wir auf unserer Pilgerfahrt nachgehen konnten, aber es sind diejenigen Werke, die aus dem Boden seiner schweizerischen Heimat, ihren urkräftigen Arden vergleichbar, entsprossen und deshalb so vor allen anderen geeignet sind, uns in das Wesen des Dichters einzuführen.

In ergreifenden Worten, mit stolzer Bescheidenheit, hat Meyer in seinem herrlichen „Firnlicht“ ausgesprochen, was er der Heimat verdankte, wie sehr er sich in ihrer Schuld fühlte:

„Nie prahl' ich mit der Heimat noch
Und liebe sie von Herzen doch,
In meinem Wesen und Gedicht
Überall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten.

Was kann ich für die Heimat tun,
Bevor ich geh' im Grabe ruhn?
Was geb' ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines stilles Leuchten!“

